

(Nachdruck verboten.)

12]

## Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Sie nickte kaum merklich mit dem Kopf.

Er tastete nach ihrer Hand und flüsterte: „Gehört hab ich's nicht, aber gesehen hab ich's. Das ist mir noch lieber. Es ist schon ausgemacht, Du bist schon mein!“

Den Halm warf er weg und wälzte sich ganz über, so daß er nahe an ihr war. Sie saß fest und wich nicht zurück, die Zipselmütze mit dem Rest der Kirichen legte sie hinter sich auf den Rasen. Dann wollte sie aufstehen, er hielt sie zurück, nahm mit beiden Händen leck ihr Köpfschen und presste einen derben Kuß auf ihre Lippen. Sie schlug ihr braunes Auge auf und schaute ihn verblüfft an. . . .

Der Schatten eines Hollunderbusches pflegt sich sonst sehr langsam zu drehen; jetzt aber, da die beiden jungen Leute sich nach ihm umfahen, war er ihnen davongelaufen. Erschrocken merkten sie's: sie hockten in eitel Sonnenschein.

Die Dullerl erinnerte sich plötzlich der Kalm. Als sie in den Pfänger gingen, standen dieselbe gelangweilt an der Schranke. An der gegenüberliegenden Zauncke stand etwas kopfhängerisch der schwarze Gepons.

„So, jetzt treib' ich heim,“ sagte das Dirndel und legte den Strick um die Hörner der Kalm. „Schön' Dank!“ setzte sie bei, etwas nachlässig gegen den jungen Sandler gewendet, „sagst es halt, wenn Du eine Schnitterin brauchst.“

„Ich hol' sie selber!“ rief er, dann ging sie. Er blickte hin, plötzlich sprang er ihr nach und flüsterte ihr ins Ohr: „Bon jetzt an verdrießt mich jede Stunde Alleinsein. Noch ein Bussel! Noch eins! Behüt' Dich Gott!“ —

Als die Dullerl mit dem Kinde hinabkam zu dem Bachhäusel in der dämmernden Bergschlucht, stand vor demselben der alte bucklige Bachhäusler und rief: „Kommt's schon, allzwei?“

„Ja, Vater.“

„Wie ist sie gestanden?“

„Gut wird's sein.“

„Ist recht,“ sagte der Alte. „Was hast Du nur da auf Deinem Buckel für ein Mal? Das ist ein Kirschmal.“

„Ja, Vater,“ versetzte sie rasch, „ich hab' ein wenig Kirichen gegessen beim Sandler oben.“

„So,“ entgegnete der Alte kopfschüttelnd. „Kirichen hast gegessen beim Sandler oben. Andere Leut' thun mit dem Mund Kirichen essen. Du thust es mit dem Buckel. Ist recht. Ist recht.“

### Das Fest der Auswanderer.

Während solcherlei oben in der Einsamkeit des Sandlerhofes vorgegangen war, ging unten im Steppenwirthshaus die helle Lustbarkeit an.

Die Jungen tanzten, die Alten tranken, und der Waldmeister ließ sich namens des Kampelherzn glänzend sehen. Er bewirthete Alles. Die Auswanderer wollten noch einmal die Altemooser Lieder singen, die Alm- und Bauern- und Holzknachtlieder, die Wald- und Liebeslieder, bei denen sie aufgewachsen waren. Der Waldmeister nannte derlei ein „altweltliches Gedubel“, was sich etliche kaum gefallen lassen hätten, wenn nicht gar so fleißig die Gläser gefüllt worden wären. Der Knatschel wußte ein Lied, dem hörte ansfangs alles zu, und später fielen sie — auch der Waldmeister — mit ein und sangen:

Das Bauernleb'n thut mich nit freuen,  
Nag keiner mehr sein auf der Welt,  
Weil man muß zahlen viel Steuern,  
Und jeder Schritt ist gleich g'fehlt;  
Bill' einer sich gar lustig machen,  
Gleich heißt es: Er hat zu viel Sachen!  
Na, das Ding geht mir nit ein,  
Nag halt kein Bauer mehr sein!“

Dieses Lied war nachgerade zum Festgesang für den Tag. Nachher trällerte ihnen der Waldmeister sehr wunderliche Sachen vor, wie sie ähnliches in ihrem Leben nicht gehört hatten. Die Weisen waren zwar so glitschig, als wären sie in Schweinsfett gebeißt worden, wollten den Bauern aber nicht recht ins Ohr;

doch waren die Worte so pudelnärrisch, und bei einem dieser Liedeln rief einer, der Wagner-Zenz, wie rasend: „Still seid's, Jhr Saggra, sonst muß ich ein Weibsbild haben!“

Operettenliedchen waren es, die der Waldmeister anstatt des „altweltlichen Gedubels“ einführen wollte. Der Dummerer und der Stindel im Stein und der Nock stellten sich aber mitten in der Stube zusammen und sangen mit frischen Stimmen die alten Gesänge und die Jodler dazu, daß der Waldmeister mit seinem neumodischen Singelsurium aufhören mußte.

Seine Zuthunlichkeit wollte sich heute aber nicht dämpfen lassen. Den Burschen zeigte er seine silberne Taschenuhr und rieth jedem, sich eine solche anzuschaffen. Dann bot er ihnen Zigarren und spottete über das Rauchen aus den Pfeifentiegeln. Den Weibskleuten ließ er Zucker in den Wein thun und Kaffee kochen; jetzt mühten sie sich an den Kaffee gewöhnen und das Bauern-Suppengeschlader gehöre in den Trog. Einer Schönen, der Nock-Sandel, legte er sogar ein rothseidenes Halstuch um die Schulter, was sie auch willig darüber liegen ließ. Einer anderen sagte er, zum Tanzen wären die Ochsenlederschuhe nichts, da mühten solche aus Kalbsfell mit Luchsfutter sein. Draußen in den Thälern trüge jeder Diensthote derlei und andere schöne Sachen am Leibe. Der Mensch müsse ja doch eine Freude haben, man lebe nur einmal auf der Welt. „Ja, ja“, schloß er, „es ist so, und Kleider machen Leute!“

„Und Lumpen machen Läuse!“ vervollständigte der Wirth das Sprichwort.

Vor schönem Gewand zieht man den Hut ab!“ versetzte der Waldmeister, um zu zeigen, daß er Weisheit inne habe.

„Man empfängt den Mann nach dem Gewand und entläßt ihn nach dem Verstand,“ gab der Wirth zurück.

Dann ging der Waldmeister auf den Tanzboden und warf dem zitherspielenden Natz einen Silbergulden hin. Dem Alten blieben die Finger auf den Tasten stehen und seine Miene fragte: Für was denn das?

„Einen Neuschottischen sollst Du aufspielen!“ rief der Waldmeister und sah sich nach einer Tänzerin um.

„Einen Neuschottischen?“ fragte der alte Pechölbrenner zurück. „Einen jöllischen kann ich nit.“

„So klimpere uns eine Mazurka! Oder eine fische Polka!“

„Kann ich nit“, antwortete der Alte schier bekrübt und schob mit dem Zeigefinger das Silberstück sachte von sich.

„So wirfst Du doch wenigstens einen Tschardasch schlagen können, alter Rader!“

„Tschardasch? Was ist denn das?“ fragte der Natz demüthig.

„Der Zigeunertanz!“ belehrte ihn ein Nebenstehender. „Der paßt hentigentags, wo alles zum Umzigeunern anhebt.“

Der Natz schüttelte den Kopf: „Zigeunertanz, den kann ich halt auch nit, lieber Herr. Ich kann halt grade nur den Steirischen.“

„Musikant, Du bist Dein Geld werth!“ spottete der Waldmeister.

„Ich nehm' keins. Bedank' mich, ich nehm' keins,“ sagte der Alte rasch und schob das Silberstück noch weiter zurück.

„So zithere uns Deinen Steirischen vor in des Teufelsnamen!“ rief der Waldmeister und stellte sich mit einer drallen Bäuerin zum Tanze auf.

Der Pechöl-Natz spielte bedachtfam, ja fast feierlich seinen Steirischen. Er klopfte mit den Fußspitzen den Takt dazu und wiegte mit dem Graukopf. Die ganze Stube war voll von Tänzern, sie strampften mit den Füßen, klatschten mit den Händen, schnalzten mit der Zunge, jauchzten und drehten ihre Weibsbilder, daß die Röcke flogen, und all das in behaglich mäßigem Takte der Zither.

Plötzlich brach der Natz mitten im Reigen das Spiel ab. Des Wirthes dreijähriges Töchterchen war er ansichtig geworden, das an der Thür stehend, den Finger im Munde mit weit aufgespannten Augen dem Treiben zuschaute.

„So geh' her!“ schnunzelte ihr der Natz zu, „geh' her da zu mir, Dirndel!“

Die Kleine ließ sich nicht lange locken, sie kannte den Mann recht wohl, der ihr erst vor kurzem die Kinderpuppe namens Mizerl geschenkt hatte, sie lief zwischen den Tänzern zu ihm hin, und er hob sie auf seine Knie.

„Was will das bedeuten?“ fragte der Waldmeister erboßt über das so willkürlich abgebrochene Spiel. „Wir wollen tanzen!“

„Nur Zeit lassen, schön Zeit lassen,“ antwortete der Naß gutmüthig, „wir werden es schon machen. Zwei richten mehr aus, wie eins. Gelt, Dirndl?“

Er spielte wieder; auch die Kleine tastete gleichzeitig mit ihren runden Fingerchen auf den Saiten herum, daß es eine recht seltsame Harmonie gab.

Der Waldmeister that ärgerlich einen Fluch und verließ den Tanzboden.

„Da hat das Kind wieder einmal den Teufel verjagt,“ lachte der Steppenwirth und trug auf der Blechtasse des Waldmeisters Wein hinaus an den Lindentisch, wo sich selbiger niedergelassen hatte. Dort am Tische saß auch der Sepp in der Grub, der Zwieselbaumer, der Waldstuber und der alte Sandler.

Letzterer kauerte schier armselig da, selbst beim Sitzen noch die Hände auf den Stock stützend, den er zwischen den Beinen auf den Boden stemmte. Eine Hand war mit Lappen umwickelt, denn die Gicht will warm haben, sonst hebt sie an zu wickeln. Das Haupt hielt er scharf nach vorwärts gespannt, denn er war etwas „großhörig“, wie zu Altenmoos die Schwerhörigkeit so stattlich benannt wird. An seinen Beisitzern war nicht die Schuld, wenn er manchmal etwas uneben verstand, sie schrien in ihn hinein, „wie in ein taubes Röß“. Sie waren jaft daran, ihren lieben Nachbar zu seinem Glücke zu drängen; er sagte wenig dazu, schüttelte aber bisweilen ein bißchen den Kopf. Ja, das Glück wäre schon recht, aber wer weiß, ob's nicht ein falsches ist. Und ein falsches Glück ist ein echtes Unglück.

Der Sepp wendete sein Haupt nach dem Wege hin, denn dort ging jetzt der Reuthofer heran. Der Jakob lehrte erst von Sandeben zurück, wo er in der Kirche gewesen war, und that nichts desgleichen, als ob er beim Steppenwirth einkehren wollte. Er war seit einiger Zeit ernster und verschlossener als sonst. Das Unglück mit dem Knaben . . . Es möchte ihm eine Aufheiterung bei Wein und Kameraden nicht schaden. Der Sepp winkte ihm über die Planke, er solle doch nicht gar so stolz vorbeigehen. Ob er denn nicht durstig geworden sei von Sandeben her?

„Seit zwei Stunden gehe ich neben dem Wasser“, entgegnete der Jakob.

Der Sepp und der Waldstuber gingen hinaus. „Jakob“, sagten sie, „das darfst uns nicht anthun, daß Du uns abspenstig wärest an diesem Tag. Wir haben gut Nachbarschaft miteinander gehalten, wir wollen als gute Kameraden auseinandergehen. Einen Krug Wein mußt Du heute wohl mit uns trinken, das geht nicht anders. Wer weiß, wann wir wieder einmal zusammenkommen. So jung nimmer wie heut'. Auf Dich haben wir alleneil was gehalten, Jakob. Schade, daß Du nicht mit uns gehst in die schöne Welt hinaus. Aber ins Wirthshaus geh' mit uns. Geh', komm!“

Sie nahmen ihn am Arm, er ging willenlos mit ihnen. Feindselig wollte er nicht sein, er ging mit ihnen.

Am Lindentische, wo auch der Waldmeister jetzt bei den Bauern saß, ließen sie sich nieder. Der Waldmeister hatte eben den alten Sandler in der Arbeit und redete ihm halb ernsthaft, halb hänselnd zu von wegen Verkauf des Sandlerhofes. Zum Glück verstand der Gebirgsbauer das Deutsch nicht recht, welches der Pole in der Absicht, die Bauernmundart nachzuahmen, hier vorbrachte. „Dös Bauern müßet wohl dös Sache halt überlegen. I biß! Jhnen, da giebt's nix nit zum Ueberlegen nit, alsdann! Halt lieber am Hungertuch nagen, wie altes Gerümpel verfasen. Nit? Wann's halt dös Bauern amal g'scheidt werd's! Dös alten Kaloppen! San halt eh nix werth. Fort damit!“ — An die Umstehenden wandte er sich, daß sie es bestätigten.

(Fortsetzung folgt.)

## Einen Gelzweig,

das heißt die höchste Auszeichnung, welche die alt-hellenische Welt für fruchtbare Werke des Friedens, für Verdienste um die Sache der Menschheit und Menschlichkeit kannte, haben wir heute einem Mann zu reichen, der nach mehr als sechzig Jahren der Arbeit für menschlichen Fortschritt und für Milderung menschlichen Elendes heute seinen achtzigsten Geburtstag feiert. Zu dem kleinen Landstädtchen Richmond, in nächster Nachbarschaft der riesigen der modernen Riesenzitate: London, empfängt Georg Julian Harney, dem unser Dank und unsere Huldigung an diesem seinem Ehrentag gilt, heute den Dank und die Glückwünsche seiner engsten und vertrautesten Freunde, denen wir im Geiste uns zugesellen.

Auch wir haben ihm in früheren Zeiten nahe gestanden, wir sahen ihn kämpfen und ringen, und seit unsere Wege sich trennen mußten, wenn auch unser Ziel das gleiche blieb, haben wir seine Laufbahn und seine Lebensschicksale aufmerksam verfolgt und fühlen uns ihm heute so nah, wie in den Tagen, wo wir Schulter an Schulter dem gemeinsamen Ziel zustrebten — er der Veteran an der Seite des Nekruten. Denn ein Veteran war er schon, da wir „Alten“ von heute als bartlose Springinsfelde erst unter die Fahne eilten.

Aber wer von meinen Lesern kennt G. Julian Harney? Unsere Partei ist jung und die Erinnerung der meisten reicht nicht hinter das Auftreten Lassalle's in den sechziger Jahren zurück; und das der älteren nicht hinter das Jahr 1848.

Und Harney ist ein Voraachtundvierziger. Schon vor 1848 war er Soldat in dem Befreiungsheer des arbeitenden Volkes. Schon vor 1848 war er ein Hauptmann in diesem Heer, ja sogar einer der obersten Führer. Und schon vor 1848 hat er mit Staatsanwälten und sonstigen Vertretern der Kapitalmacht gar manchen Strauß gehabt, hat er gar manche Woche, gar manchen Monat im Gefängniß zugebracht. War er doch einer der Vordersten und Hervorragendsten in der großen Chartistenbewegung, dieser ersten Massenbewegung des modernen Proletariats, von der freilich das gegenwärtige Geschlecht so gut wie nichts weiß.

Geboren wurde Harney ungefähr anderthalb Jahre nach der Schlacht bei Waterloo, welche das zweite, das hunderttägige Reich Napoleons in Trümmer schlug, — am 17. Februar 1817 von armen Eltern in einem Dorfe der südensächsischen Grafschaft Kent. Das Kind war kränklich, und da der früh verstorbene Vater ein Seemann gewesen, so wurde dem jungen Georg Julian nach zurückgelegtem 10. Jahr eine Freistelle in der Matrosenschule zu Greenwich gewährt, nachdem er bis dahin mit dem färglichen Unterricht der Dorfschule, einer Dame School — so genannt weil diese Schulen sehr oft von alten Mütterchen gehalten wurden, an denen so die Armenversorgung erspart ward — hatte vorlieb nehmen müssen. In der Dameschule und in der Matrosenschule lernte der geistig sehr regsame Knabe nicht viel — desto mehr lernte er außerhalb der Schule. Er verschlang die Bücher, deren er habhaft werden konnte, und, war in seinem Lernen auch keine Ordnung, keine Methode, so erwarb er sich doch einen reichen Schatz von Kenntnissen. Was er geworden ist, das ist er durch eigene Lehr- und Lernarbeit geworden. Und mehr als ein Autodidakt, ist Harney im vollsten Sinne des Wortes ein self made man. Ein „selbstgemachter Mann“ — einer der sich selbst zum Mann gemacht hat.

Nachdem der Erziehungskursus in der Matrosenschule beendet war, ging der Bierzehnjährige auf die See. Aber so sehr der Gedanke, an Bord eines Schiffes durch das Meer von Hafen zu Hafen zu fahren und die Welt zu sehen, die Phantasie des Matrosenkinds gekihelt hatte — die Wirklichkeit des rohen Matrosenlebens fühlte schnell die Begeisterung und, da sein noch immer nicht kräftiger Körper den Anstrengungen des Schiffsdienstes nicht gewachsen war, so gab Harney das Seefahrerleben bereits nach einem halben Jahr auf und ging, nicht ganz 15 Jahre alt, zu einem Buchdrucker in die Lehre. Er war bald in die Geheimnisse der schwarzen Kunst eingeweiht, allein auch der Sehkasten befriedigte ihn nicht.

Es waren unruhige Zeiten in England. „Jakobinische“ Ideen spukten noch in vielen Köpfen und die Reformbewegung, welche das Regierungsmonopol der grundbesitzenden Aristokratie gebrochen hatte, zitterte in den Geistern nach.

Mit Annahme der Reformbill hatte die Bewegung nicht ihr Ende erreicht. Das Bürgerthum war zufrieden — es hatte was es gewollt: die Vertretung im Unterhaus. Doch die Arbeiterklasse, die dem Bürgerthum gebolsen hatte, ins Parlament zu kommen, war nicht zufrieden damit, daß die Thür des Parlaments ihr vor der Nase war zugeschlagen worden, nachdem das Bürgerthum eingedrungen. Sie wollte nicht leer ausgehen. Sie wollte für sich selbst die Kraft verwenden, mit der sie dem Bürgerthum den Sieg verschafft hatte.

Doch die Gedanken krystallisirten sich nicht sofort zu einem bestimmten Plan, zu einem Programm. Zwischen der vollendeten Aktion des Bürgerthums — der Mittelklassen, middle classes, sagen die Engländer — und der sich vorbereitenden Aktion der Arbeiterklasse, des Proletariats, gab's eine Pause, die — in Erwartung der großen Bewegung — mit kleinen Bewegungen ausgefüllt ward. Die unzufriedenen und vorstrebenden Elemente führten Guerillakrieg gegen die Regierung. Allerhand untergeordnete Fragen beschäftigten die öffentliche Meinung. Die Frage der religiösen Freiheit, oder richtiger der Freiheit von Religion, sollfragen und vor allem die Frage der Taxes on knowledge — der Steuern auf das Wissen. Die Regierung verfolgte die Zeitungen nicht bloß wegen ihres radikalen Inhalts, sondern suchte überhaupt das Erscheinen radikaler Zeitungen zu verhindern, indem sie eine Verordnung aus dem siebzehnten Jahrhundert hervorjuchte, nach welcher jedes Zeitungsblatt eine Stempelsteuer von 4 Pence für die Nummer zu zahlen hatte. Vier Pence, das heißt über dreißig Reichspennige Steuer für jede Nummer, also dem Herstellungspreis der Zeitung noch hinzugefügt — das bedeutete einen so hohen Preis der Zeitungen, daß den Unbemittelten das Halten eines Blattes einfach unmöglich gemacht ward. Es galt, die Taxes on knowledge zu beseitigen. Und man ging ans Werk in echt englischer Weise. Auf der einen Seite Proteste und Agitation, auf der anderen praktischer Kampf auf dem Boden der

Gesetze und der Rechtsprechung. Man druckte Zeitungen ohne Stempel und verkaufte sie. Die Polizei jagt hinter den „un- gestempelten“ her — es regnet Prozesse. So ging es in ver- schiedenen Theilen Englands, namentlich im Norden, wohin der Schriftföher Harney inzwischen gerathen war. Er hatte sich — 18 jährlig — in diese Bewegung gestürzt und schon zahlreiche flammende Artikel gegen die Besteuerung des Volkswissens gerichtet. Er war auf dem Weg. Eines Morgens erwachte er als Redakteur eines ungestempelten Blattes. Konflikte mit der Polizei — Konflikte mit den Gerichten. Dreimal wurde Harney verhaftet, zweimal verurtheilt, einmal freigesprochen. In England herrscht noch ein lebendiges Recht, und giebt es auch dort servile Richter, so steht die englische Justiz doch in so inniger Beziehung zu dem Rechtsgefühl des Volkes, daß solch klaffender Widerspruch zwischen Recht und Rechtsprechung, wie wir in Deutschland ihn haben, in England auf die Dauer nicht denkbar ist. Die „ungestempelte Bewegung“ siegte — die Regierung verzichtete auf drei Viertel des Stempels, sodaß nur noch 1 Penny übrig blieb, der dann später — allerdings erst zu Anfang der 50 er Jahre — weggesezt ward. Einflußreiche begünstigte die öffentliche Meinung sich mit der Dreiviertel-Konzeßion — weniger aus Bescheidenheit als weil inzwischen ernsthaftere Aufgaben erwachsen waren.

Der Gedanke der Erkämpfung des Wahlrechts für die Klassen, die von der Reformbill aus geschlossen waren, war auf die Schwelle der That und des Handelns gelangt. Eine Konferenz von Radikalreformern aus der Arbeiterklasse mit einer Anzahl bürgerlicher Radikalen fand nach reiflichen Vorberathungen im Jahre 1838 statt, und einigte sich über ein Programm. Das Programm war die berühmte People's Charter — Volks- charte —, von welcher der Chartismus seinen Namen ge- nommen hat. Die Charta, Charte oder „Karte“ ist ursprünglich ein Blatt Papier, aber ein Blatt Papier, auf dem etwas geschrieben steht. Das Blatt Papier, das der englische Adel am 15. Juni 1215 dem König Johann ohne Land mit kategorischem: Vogel freiß oder stirb! auf die Brust sezte, war die Magna Charta, die das Grundgesetz wurde der englischen Freiheit.

Und wenn der romantische Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. 632 Jahre später — sechs und ein drittel Jahrhundert! Wäre das politische Glend Deutschlands nicht unermeßlich, in dieser Ziffer ließe es sich wenigstens der Zeit nach messen! — eine Verfassung für ein „Blatt Papier“ erklärte, das nicht zwischen Volk und König stehen dürfe, hatte er nur einen selbstam atavistischen Rückfall.

Die Charte des Volkes — nach der Charte des Adels und der Charte der Bourgeoisie, wie man die Reformbill von 1832 wohl nennen kann. Und ein politisch gesund entwickeltes Volk, wie das englische kann auch, wenn es Unrecht abschaffen und seine Forde- rungen verwirklichen will, nur auf das gesunde politische Programm kommen: die Hand zu legen auf die Klinke der Gesetzgebung. Es galt das Ziel klar hinzuzzeichnen und den Weg zum Ziel.

Die berühmten „fünf Punkte“ der Charte wurden fest- gesetzt:

1. Allgemeines Wahlrecht aller mündigen Männer (vom 21. Jahre an). — Manhood Suffrage;
2. Gleichmäßige Wahlkreise;
3. Abschaffung des Zensus der Wählbarkeit;
4. Geheime Abstimmung (Ballot);
5. Jährliche Parlamente.

Diesen 5 Punkten ward später noch hinzugefügt:

Zahlung der Mitglieder (Diäten),  
so daß es „sechs Punkte“ — six points — wurden.

Bei jener Konferenz war Harney nicht zugegen, er war jedoch schon so bekannt, daß er zum ersten Nationalkonvent der englischen Arbeiter (National Convention of Industrial Classes war der amtliche Titel) als Delegirter entsandt ward, und zwar von der Stadt Newcastle, in der er sein ganzes Lebenlang viel Fremde und Anhänger gehabt hat. Dieser „Konvent“ ist das erste Arbeiterparlament der Welt; es trat am 4. Februar 1839 in London zusammen und tagte über eine Woche lang trügiglich in nächster Nähe und im Angesicht des englischen Reichs-Parlaments und Parlaments der Reichen — die Zukunft sich aufrichtend vor der Gegenwart. Es gab lebhafteste Debatten. Die Delegirten der Arbeiter sahen sich vor die kritische Frage gestellt:

Wenn nun aber das Unterhaus und die Regierung den Forderungen der Arbeiter sich widersezt — was dann?

Dann müssen wir mit Mitteln der Propaganda, durch „Druck von außen“ — pressure from without — den Widerstand überwinden. Der moralischen Gewalt (moral force) kann schließlich der Sieg nicht entgehen.

Das waren die Männer der „moralischen Gewalt“ — die moral force-men.

Unsinn, sagten die andern — die Regierung pfeift auf die moralischen Mittel, sie hat die physische Gewalt — und gegen die physische Gewalt hilft nur die physische Gewalt (physical force).

Das waren die Männer der physischen Gewalt, die physical force-men.

Harney ergriff keine Partei in diesem Streit — er meinte, das sei eine Frage, die durch Debattiren nicht entschieden werden könne — und außerdem schließe das eine ja auch das andere nicht aus; vor allem gelte es, sich zu organisiren und stark zu werden.

Nach dem Konvent wurde Harney von O'Connor, dem damaligen Hauptführer der Chartisten, in die Redaktion des „Northern Star“ („Nordstern“) berufen, der bis zu 50 000 Abonnenten hatte und bis zuletzt das vornehmste Organ der Chartisten war. Als Agitator und Journalist unermüdlich, und in beiden Eigenschaften gleich ausgezeichnet, stand er bald in der vordersten Reihe der anerkannten Führer. Seine Lebensgeschichte von jetzt an ist eins mit der Geschichte des Chartismus, die zu schreiben hier nicht der Platz.

Die Bewegung schwoll an — Millionen wurden mit fortgerissen. Heftige Konflikte mit den Behörden erfolgten — Harney hatte ernsthaftere Prozesse als zur Zeit der „ungestempelten Bewegung“. Nach dem Mißlingen eines Putches der physical force-men wurde ihm, obgleich er dem Putsch ganz ferngestanden, der Prozeß gemacht, der nach längerer Einsperrung mit Freisprechung endete.

Gegen Mitte der 40er Jahre ließ die chartistische Hochfluth nach, und die Bewegung ging langsam zurück. Das rein politische Programm der Volkscharte war der eng- lischen Arbeiterklasse nicht mehr genügend und für eine sozialistische Bewegung war die Zeit noch nicht da. Har- ney selbst war von frühster Jugend an Owenist und seit 1843, wo er Engels kennen lernte, ist er Sozialist in unserem Sinne. Mit Marx wurde er Anfang 1848 befreundet, als der- selbe zu dem Kongreß des Kommunistenbundes nach London gekommen war, um mit Engels das Kommunistische Manifest zu entwerfen.

Das Kommunistische Manifest erschien Anfang Februar 1848. Den 22. Februar ging der Sturm los in Paris und am 24. Februar 1848 war der Julithron gestürzt.

Die Februar-Revolution brachte Frankreich die Republik, und der in Paris entfesselte Orkan brauste über Europa. In England belebten sich die Hoffnungen der Chartisten, die Massen schienen wieder in Fluß zu kommen. Allein es war eine trügerische Hoff- nung. Die Demonstration des 10. April 1848, durch welche der Widerstand des Parlaments gebrochen werden sollte, verlief kläglich — die Regierung benutzte ihren Vortheil und machte O'Connor, Ernest Jones u. a. den Prozeß. Diese Verfolgungen schädeten natürlich den Chartisten nicht, aber die Bewegung war in ab- steigender Linie. O'Connor verfiel in Irresinn und starb, geistig und körperlich eine Ruine. Amsonst boten Harney und sein Freund, der brave, ritterliche Ernest Jones, alles auf, um den Chartismus durch einen Einfluß von Sozialismus zu verjüngen — als Redner und Journalisten leisteten beide das Uebermenschliche.

Bergebens.  
Harney mußte sich endlich eingestehen, daß es mit dem Chartismus zu Ende war; und von 1855 an widmete er sich ausschließlich der Journalistik. Zehn Jahre lang — bis 1864 — redigirte er ein radikales Organ auf der Kanalinsel Jersey und suchte nach Mög- lichkeit sozialistische und freiheitliche Ideen zu verbreiten. Im Jahre 1864 ging er nach Kanada und den Vereinigten Staaten, wo er im Bürgerkrieg tapfer für Abschaffung der Slaverie stritt und sich die Freundschaft Lincoln's erwarb. Erst in den 70er Jahren kehrte er in die alte Heimath zurück, wo er bis zum heutigen Tag als Journalist für die Ideen wirkt, denen er sein Leben geweiht hat. Sit er auch mit 80 Jahren nicht mehr der feurige, rastlose Agitator seiner Jugend und seines Mannesalters, so kämpft er in der Presse doch noch heute mit der Begeisterung und Kraft seiner Jugend und seines Mannesalters.

Kämpfer noch heute!  
Die Hellenen, welche als Lohn für die höchste Leistung in den Künsten des Friedens den Delzweig boten, sie hatten den Lorbeer für die Helden des Kriegs — für die Kämpfer. Ein Held des Kriegs aber ist Harney, so gut wie ein Held des Friedens — und ein Kämpfer.

Ein Kämpfer, nicht im rohen Mordkampf „mit dem Rüstzeug der Barbaren“ — nein, ein Kämpfer in besserem Kampf: in der gewaltigen Geistesfehlschlacht, welche die Feinde des Sozialismus zerschmettern wird.

Ein Kämpfer — seit zweiundsechzig Jahren unter der Fahne, im Feld! Zu dem Delzweig, den wir dem greisen Fehzter ums Haar schlangen, reichen wir ihm an seinem Ehrentag noch den Lorbeer.  
W. L.

### Kleines Feuilleton.

— **Ägyptische Heirathskontakte.** Unter den im britischen Museum aufbewahrten demotischen Papyri (Papyri, die in der Volkschrift geschrieben sind) befinden sich einige seltsamen Inhalts. Es sind Heirathskontakte, in welchen der Mann verspricht, seiner Auserwählten so und so viel zu zahlen, falls er sein Eheversprechen bricht. Damals gab es also in Ägypten auch schon eine Klage wegen Bruchs des Eheversprechens. In einem dieser interessanten alten Schriftstücke wird uns mitgetheilt, daß im fünften Jahre der Herr- schaft des Königs Ptolomäus Guergetes ein Mann Namens Soter seiner Braut verspricht, ihr hundert Drachmen zu zahlen, falls er die seinerseits eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt. Andererseits aber, wenn er sein Eheversprechen hält, soll ihm die gesammte Mit- gift mit allem Grundbesiz der Braut am Tage der Hochzeit gehören. Viele von den demotischen Papyri sind außerordentlich schwer zu entziffern, weil sie so viele ägyptische juristische Ausdrücke ent- halten und häufig sehr nachlässig niedergeschrieben sind.

— **Vom New-Yorker Progenitum.** Der Kollümbus der Frau Bradley Martin, dessen wir schon einmal Erwähnung gethan

haben, hat am 10. Februar stattgefunden. Aehthundert Gaste waren erschienen. Die Gesamtkosten des Festes wurden auf 400 000 Doll. (1 600 000 M.) geschätzt, wovon die Hälfte auf die Ausgaben für Kostüme anzurechnen sein dürfte. Die Gastgeberin hielt große Desfilier-Cour. Jedes Paar ging an ihr vorüber und kniete nieder. — Ob da nicht die Lakaien errötheten? —

**Literarisches.**

— Peter Rosegger, der Verfasser des gegenwärtig in unserm Unterhaltungsblatt erscheinenden Romans „Jakob, der Letzte“ wird am 25. Februar im großen Saale des Architektenhauses aus eigenen Dichtungen vorlesen. Da die Karten zu diesem Vortrage schon vollständig vergriffen sind, hat sich der Dichter bereit erklärt, seine Vorlesung am Freitag, den 26. Februar, zu wiederholen. Der Kartenverkauf findet statt in den Buchhandlungen von Amelang (Rotsdamerstr. 126), Trautwein (Leipzigerstr. 8), Spayer u. Peters (Unter den Linden 43). —

**Theater.**

— Ludwig Fulda's neues dramatisches Märchen „Der Sohn des Kalifen“ soll im Deutschen Theater am Sonnabend den 27. Februar zur ersten Aufführung kommen. —

— Im Schiller-Theater findet Sonnabend den 20. Februar zum Besten der Pensionsanstalt der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger die erste Aufführung von „Doktor Schmidt“, Lustspiel in 3 Akten von Dr. Weibrecht, und „Der letzte Tag“, Familiendrama in 1 Akt von Paul Linsemann statt. —

**Medizinisches.**

— Die Berri-Berri-Krankheit ist im indischen Archipel sehr verbreitet. Bis jetzt war man über die Ursache vollständig im Unklaren. Nui hat der in Atje stationirte indische Militärarzt Dr. Eytman die Beobachtung gemacht, daß diejenigen Soldaten, denen der aus Hinterindien, namentlich von Saigun eingeführte Reis verabreicht wurde, durchweg an der Berri-Berri erkrankten, während diejenigen, denen der inländische „rothe“ Sumatra-Reis als Nahrungsmittel diente, davon verschont blieben. Im Gefängniß von Surabaja wurde von demselben Arzt festgestellt, daß, während am 1. Juli 1896 von 800 Gefangenen 99 von der Berri-Berri ergriffen worden waren, diese letztere Ziffer, nachdem man statt des Saigun-Reis den rothen Reis als Nahrungsmittel eingeführt hatte, im Laufe der zwei folgenden Monate auf 86, 82, 43, 21 und 13 herabsank! — Das ist zwar noch kein Beweis, kann aber auf die richtige Spur leiten. Die Berri-Berri endet mit Lähmung der Hände und Füße und Blutzersetzung. Die Krankheit ereignet sowohl Eingeborene als Fremde. Während des Hasenarbeiter-Ausstandes wurde in Hamburg ein derartiger Krankheitsfall auf einem aus Indien gekommenen Schiff konstatiert. —

**Aus dem Thierleben.**

— Vom Reinlichkeitsbedürfniß der Thiere. Die Saubereit der Katzen ist eine wohlbekannte Thatsache, und das Wort „Katzenwäsche“ ist in den Sprachgebrauch in einer nicht mißzuverstehenden Bedeutung aufgenommen worden. Die großen Katzen, wie Löwen und Tiger, besorgen übrigens ihre Toilette in durchaus ähnlicher Weise wie die Hauskatze, indem sie die dunklen lauschartigen Feltpolster mit Speichel benetzen und sich mit den Tagen über Gesicht und Ohren streichen. Der Fuß erseht ihnen somit Schwamm und Bürste zugleich, und die scharfe raube Zunge lämmt den übrigen Theil des Körpers und glättet das Fell. Das Dpoffum ist noch peinlicher in der Ausführung seiner Morgenwäsche, und Hasen benutzen ebenfalls ihre Vorderläufe zur Gesichtswäsche. Der Hasenlauf ist besonders zur Bürste geeignet und hat daher seinen Weg auf den Toilettentisch der Schauspieler gefunden. Das Federvieh, besonders die Wasservögel, feht man in den Pausen zwischen Ähng und Schlaf stets mit der Ordnung und Reinigung ihres Federgewandes beschäftigt, und wie die Stubenfliege sich von Staub und Unreinlichkeit befreit, wie sie den Saugrüssel pukt und pflegt, hat wohl schon jeder beobachtet. —

**Geologisches.**

— Die amerikanischen „Gasbrunnen“, wie man sie in den Vereinigten Staaten nennt, und wie sie namentlich in Pennsylvanien vorkommen, drohen auszugehen. In Pittsburg werden 22 Eisen- und Stahlwerke und 35 Glashütten mit natürlichem Gase betrieben. Außerdem benutzen wenigstens 250 andere Fabriken natürliches Gas zu ihrem Vertriebe. 160 000 Häuser erhalten natürliches Gas zur Feuerung. Der Druck läßt aber jetzt gewaltig nach und die Zufuhr vermindert sich sichtlich. Im Staate Indiana, wo die Quelle unverfäglich schien, muß man auch zugeben, daß nicht mehr soviel Gas dem Erdboden entströmt. —

**Technisches.**

— Eine neue Pistole hat der Waffenfabrikant Mauser in Oberndorf konstruirt. Die neue Waffe ist ein Selbstlader mit beweglichem Laufe, bei welcher der beim Schuß auftretende Rückstoß dazu benutzt wird, den Lademechanismus in Wirksamkeit zu setzen. Ähnlich wie bei dem jetzigen Infanteriegewehr können bei der Mauserpistole 6 oder 10 oder 20 Patronen, in einem Rahmen stehend, auf einmal geladen und nacheinander

verfeuert werden. Die Durchschlagkraft erwies sich bei den vorgenommenen Proben außerordentlich groß. 13 hintereinander stehende, je 2 Zentimeter dicke Bretter aus Tannenholz wurden auf eine Entfernung von etwa 15 Meter glatt durchgeschlagen, wobei das Geschos nicht die geringste Formänderung aufwies. Die Geschosse saßen sämmtlich im Umkreis eines Thalerstückes dicht bei einander. Noch auf 1200 Meter Entfernung dringt das Geschos der Pistole tief ins Holz. Die Feuergeschwindigkeit ist eine sehr große; 20 Patronen wurden binnen 4 1/2 Sekunden verfeuert. Ein geübter Schütze kann je nach der Ausführung der Pistole etwa 60—90 gezielte Schüsse in der Minute abgeben. —

**Humoristisches.**

— Serenissimus und der Fliegenkasten. Serenissimus hat sich huldvollst bereit erklärt, einen Besichtigungsgang durch das neue Hotel des Herrn Schrauber zu unternehmen und dadurch dem Etablissement die höhere Weihe zu geben. In den Vorrathsräumen fällt dem hohen Herrn ein großer Fliegenschrank auf. Er wendet sich dieserhalb an den Hotelier.

„Ne — mm — Herr — —“  
„Schrauber, Durchlaucht.“  
„Ganz recht, Schrauber! Schrauber also! Mein lieber Herr Schrauber, was ist das hier?“  
„Ein Fliegenschrank, Durchlaucht.“  
„Fliegenschrank? — So so — Fliegenschrank! Danke verbindlichst. Und — ä — wozu — ä — dient so'n Fliegenschrank, wenn ich fragen darf?“  
„Um die Speisen vor den Fliegen zu schützen, Durchlaucht.“  
„Ah! Speisen vor Fliegen schützen! So so so. hm. — — hm. — — Ist aber doch sehr schwierig, Fliegen da alle einzusperrn, wie?“  
„Dasss — allerdings, Durchlaucht — freilich —“  
„Ja. Halt' ich nicht für praktisch, lieber Herr — Herr —“  
„Schrauber, Durchlaucht.“  
„Ja, Schrauber, richtig, Schrauber. Thut mir leid, lieber Herr Schrauber, halt' ich nicht für praktisch.“ — („Jugend“.)

**Vermischtes vom Tage.**

— In Karlsruhe hat sich ein Kompagnieschreiber erschossen. Motiv: Unterschlagungen und Veruntreuungen. —

— In Thüringen liegt soviel Schnee, daß dem Schneepflug acht bis zehn Zugochsen vorgespannt werden müssen. —

— Ein eigenthümlicher Fall von Quecksilber-Vergiftung ist in Rheydt (Rheinland) vorgekommen. In einem Kinder-Schlafzimmer plakte auf dem Mantel der Dampfheizung ein Thermometer, und das Quecksilber verdampfte auf der heißen Mantelplatte. Durch Einathmung der giftigen Dünste erkrankten zwei in dem Zimmer schlafende Kinder in lebensgefährlicher Weise. —

— Das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein! In München hat unlängst ein Wurstmacher sein Geschäft verkauft und dem Käufer einen jährlichen Reingewinn von 80 000 Mark garantirt. —

— Der Graf Wolkstein, der Oberstjägermeister des Kaisers von Oesterreich hat einen echten Höflingstod erlitten. Daß er sich das Leben genommen, haben wir bereits berichtet. Jetzt wird auch bekannt, weshalb. Er war früher Oberstjägermeister. Seine neue Stellung diente ihm nun geringer, darüber grämte er sich, lud seinen Stutzen mit einer Explosivkugel und zerschmetterte sich das Gehirn. —

— Salzburg (Oesterreich). Als ein Held hat sich bei dem Brande der Kunstwoll-Spinnfabrik der Maschinist der Stieglbrauerei erwiesen, indem er sich in Abwesenheit des Fabrikmaschinisten mit Todesverachtung in den schon lichterloh brennenden Maschinenraum löhrte, das Ventil des Dampfessels öffnete und so die unvermeidlich bevorstehende Kesselexplosion und eine in ihren Folgen unabsehbare Katastrophe verhinderte. —

— In Paris hat ein „Edelster“ seiner Frau Juwelen im Werthe von 400 000 Frks. gestohlen und die Steine seiner Geliebten geschenkt. Jetzt soll die Ehe geschieden werden. —

— Auf der Fahrt von Paris nach Brüssel wurde ein Reisender ermordet und beraubt. Die Leiche wurde zum Fenster hinaus geworfen. —

— Trommelfell-Schauß. Der französische Komponist Vincent d'Indy hat in seiner neuesten Oper eine ganze Toilette gestimmter — Tam-Tams verwendet. —

— Das Allerneueste. In Madrid kam beim letzten Stierkampfe der Matador auf einem Zweirad in die Arena gefahren und tödtete von diesem Vehikel aus den Stier. —

— In Granada (Spanien) starb eine Frau mit ihren drei Kindern, nachdem sie von einer Pastete gegessen, die der Mann gebracht hatte. In dem Gebäud war Strichninn gewesen. —

— Kapitän Mc Giffen, der das chinesische Panzerschiff „Chen Yuen“ in der Seeschlacht am Yalu befehligte, hat sich im Irzinn selbst entleibt. — Dem Mann haben die Schrecknisse, die er während des Kampfes auf seinem Schiffe miterlebte, den Verstand verwirrt. —